

RITA SÜSSMUTH

Überlasst die
Welt nicht den
Wahnsinnigen

Ein Brief an die Enkel

Inhalt

Vorwort.....	7
Vergesst nicht, woher Ihr kommt	11
Sucht den Menschen mit seinen Möglichkeiten – nicht primär seine Schwächen	22
Seid nicht nur trendy, bleibt authentisch	40
Hütet Euch vor Rattenfängern	53
Habt keine Angst	64
Macht den Mund auf	78
Geht Euren Weg.....	88
Danksagung	105

Vorwort

Vor einiger Zeit schrieb ich einen langen Brief an meine fünf Enkel Laura, Alexander, Benjamin, Felix und Maximilian, es wurde ein kleines Buch. Denn es war mir wichtig, ihnen einige wesentliche Gedanken mit auf den Lebensweg zu geben. Dann sagten mir manche Leser, dass meine Ausführungen lesenswert seien – ich sollte sie mit möglichst vielen anderen Menschen teilen. So kam es zu dieser Veröffentlichung. Bewusst habe ich die persönliche Anrede belassen – denn es ist letztlich ein Brief an alle jüngeren Menschen unserer Gesellschaft.

»Warum sollte es Greisen verboten sein, auf Bäume zu klettern?«, fragte einst Astrid Lindgren und gab gleich die Antwort mit: »Runterfallen kann man auch mit 12.« Runtergefallen bin ich manches Mal. Dennoch höre ich nicht auf, politisch zu denken und zu handeln, mich zu engagieren. Weil ich über 80 bin, muss ich mich nicht völlig ins Privatleben zurückziehen.

Die Frage, wohin die Reise in Zukunft geht, wird nur derjenige klären können, der auch die Vergangenheit im Auge behält. Denn nur der, der weiß, woher er kommt, kann wissen, wohin er geht.

Meine Zukunft ist überschaubar. Es ist Ihre und Eure Zukunft, die mir besonders am Herzen liegt.

Verständigung, Europa, die Geschlechterfrage sind mir wichtig; vor allem der Einsatz für Benachteiligte und Ausgegrenzte.

Einer der Gründungsväter der Europäischen Union, Jean Monnet, schrieb einst: »Würde ich Europa nochmals bauen, würde ich es von der Kultur her bauen, nicht einseitig von einem gemeinsamen Markt.« Vergesst nicht, wie wichtig die Kultur ist: unsere Bücher, Museen, unsere Künstler*innen und Schriftsteller*innen, unsere Musik und unsere Theater. Und vor allem die Aufgabe, nicht das zu verspielen und zu verlieren, was wir und unsere Vorgänger mit größter Kraft aufgebaut haben.

Natürlich, auch ich kenne Ängste. Aber zugleich bin ich kämpferisch, weil ich feststellen muss, wie sehr Albert Einstein doch recht

hatte mit seiner Feststellung, dass es zwei Dinge gebe, die unendlich seien: Erstens das Weltall. Und zweitens die menschliche Dummheit. Wobei, wie er anfügte, er sich beim Weltall noch nicht so ganz sicher sei ...

Wenn ich meine Ängste bearbeitet habe, weiß ich um sie, aber sie lähmen mich weit weniger. Wichtig ist für mich, Entscheidungen bei Konflikten mit wenigstens einem anderen, mir vertrauten Menschen besprechen zu können. Kämpferisch aber bin ich, weil mich eine Einsicht treibt: Wir sind nicht ohnmächtig, Veränderung zum Besseren ist möglich. Diese Welt ist zu schön, um sie den Wahnsinnigen zu überlassen.

Die Zeilen dieses Buches sind mit viel Nachdenken und Herz geschrieben.

Rita Süßmuth

Vergesst nicht, woher Ihr kommt

Ein Wort hat mich mein Leben lang begleitet. Es heißt: *dennoch*. Dieses Wort hat für mich ein besonderes Gewicht. Ich möchte erklären, warum.

Schon als junges Mädchen stand für mich dieses *Dennoch* für eine lebensbejahende Haltung, trotz aller Widersprüche und oft verzweifelten Grenzerfahrungen. Erkenntnishilfe für mich in den nächtelangen Diskussionen in meinem Elternhaus. Hier lernte ich den Diskurs, das Gespräch über Fragen des Lebens, durch Rede und Argumente, das geduldige Zuhören und die kluge Gegenrede meines Vaters kennen und schätzen.

Dennoch galt für mich genauso als Motto, als ich nur wenige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs als Studentin nach Paris ging – und ich mich hier in eine fremde, faszinierende und erschreckende Welt geworfen sah, die mich mit Tod und Leben gleichermaßen konfrontierte.

*

Mit meinem *Dennoch* im Gepäck musste ich lernen, meinen Standpunkt immer gut zu begründen, mehr als einmal darauf zu beharren und mich durchzusetzen, um in der Welt der Wissenschaft als Frau ernst genommen und respektiert zu werden. Denn als Wissenschaftlerin an deutschen Universitäten, die sich traute, heiße gesellschaftliche Eisen anzufassen – das galt besonders

in Frauenfragen, die manchem Kollegen suspekt waren –, hieß es mehr als einmal, gegen den Strom zu schwimmen. Als Ministerin für Frauen, Familie und Gesundheit, die sich beim Thema Aids gegen alle Versuche der Ausgrenzung und gegen die Gefahr der Hysterie wandte, brauchte ich dieses *Dennoch* mehr als zuvor, um gegen unmenschliche Ausgrenzungen Position zu beziehen. Und als Bundestagspräsidentin ebenso wie in meinem heutigen Leben als »elder stateswoman«, die sich für Projekte in Deutschland und Europa engagiert, bleibt das *Dennoch* nötig – als das Motto meines Lebens.

Anlass, das *Dennoch* neu zu denken, gibt es mehr, als mir lieb ist. Schauen wir auf die Flüchtlingsfrage, schauen wir auf das Wie-

dererstarke des Populismus, schauen wir auf das, was Politiker aus Europa gemacht haben. Brexit, das Ende des Schengener Abkommens, der Bruch der Solidarität bei der Aufnahme von Flüchtlingen: Warum gehen wir so geringschätzig mit unserem Europa um, dem wir so viel zu verdanken haben?

Ja, so viel. Ihr dürft nicht vergessen: Ihr und wir leben in Mitteleuropa in der längsten Friedensperiode seit dem Dreißigjährigen Krieg. Eure Generation kennt weder existenzielle Bedrängnis noch Krieg noch Bedrohung noch Hunger noch Flucht noch Vertreibung. Eine Chance. Denn mittlerweile können das nicht mehr allzu viele Menschen auf der Welt von sich sagen. Europa hat Unglaubliches geschafft seit 1945. Aus den Erbfeinden Deutschland und Frankreich wurden die Verbündeten des

Kontinents. Friede, Wohlstand, Reisefreiheit, Handel und Austausch haben dieses Europa möglich gemacht. Und sie haben so etwas Begeisterndes wie die Erasmus-Programme geschaffen, die die Ausbildung von jungen Menschen quer durch Europa zur Alltäglichkeit gemacht haben.

Schön, dass heute viele junge Italiener, Holländer, Franzosen, Polen, Ungarn, Tschechen, Dänen oder Deutsche, nach ihrer Heimat befragt, sagen: »Ich bin ein Europäer!«

Doch halt: Schon längst bauen wir die Schlagbäume wieder auf. Erst in Gedanken. Und dann in Taten. Den Menschen in Europa geht es – mit wenigen Ausnahmen – so gut wie nie.

Merkwürdig: Mitten im Wohlstand wächst der Überdruß an der Freiheit. In Frankreich Le Pen, in Österreich die FPÖ, in Ungarn die Nationalisten, in Holland Wilders, in Deutschland die AfD. Wohin wir blicken, ob nach Polen, Tschechien, Belgien oder England: Überall erstarken diejenigen, die Europa nicht wollen. Oder nicht mögen. Oder ganz einfach als Buhmann missbrauchen, um von ihren hausgemachten Problemen abzulenken. Eine Katastrophe? Nein. Wenigstens dann nicht, wenn Ihr Euch genau anschaut, wie solche Gruppen zusammenfinden.

Ihr solltet wissen: In jeder offenen Gesellschaft steht stets ein Viertel der Bevölkerung der Demokratie und ihrer Freiheit ablehnend gegenüber. Das sind etwas merkwürdige Zeitgenossen: Sie genießen alle Vor-

züge einer freiheitlichen Grundordnung – aber wollen sie gleichzeitig am liebsten abschaffen. Diese eigentümliche Tatsache ist nicht neu. Aber sie bedroht Europa in neuer Qualität.

Das bedrohte Europa: Wisst Ihr, dass uns viele Völker rings um den Globus wegen unseres Zusammenlebens bewundern? Für die Tatsache, dass unterschiedliche Nationen ihre Individualität behalten – und sich trotzdem so eng zusammenschließen, dass sie ihre Grenzzäune abgebaut haben? Die Welt beneidet uns um unser Europa. Und sie tut es zu Recht. Denn so viel Friede und Wohlstand, so viel Stabilität und Freizügigkeit hat noch keine Generation vor Eurer je genießen können. Auf der ganzen Welt nicht.

Aber gegenwärtig kommen erneut die Populisten, Nationalisten, Rechtsradikalen, Fremdenfeindlichen sowie die Antisemiten hervor. »Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch«, warnte kurz nach dem Krieg der Dichter Bertolt Brecht. Er hat recht behalten.

Jetzt könntet Ihr zu Recht sagen: »Was interessiert mich das?«, oder: »Politik interessiert mich doch gar nicht. Sollen die doch ihren Mist alleine machen!« Mag sein, dass Euch anderes wichtiger ist, interessanter erscheint. *Dennoch* – auch hier wieder mein Einspruch, ihr merkt es, er kehrt wieder: Politik geht uns alle an, kann unser Leben erweitern und verschlechtern. Es gilt der Satz: Wer denkt, trägt Verantwortung! Da Ihr von Kindesbeinen an denken gelernt habt, dürft gerade Ihr Euch in dieser Lage

nicht beirren lassen und nicht außen vor bleiben! Warum?

Weil es Freiheit nicht zum Nulltarif gibt.

*

Utopia ist keine Hängematte. Wer Freiheit, Frieden, Verantwortung und Mitmenschlichkeit in dieser Welt will, muss dafür etwas tun. Er kann sich nicht im Liegestuhl zurücklehnen und vor sich hin murmeln: »Der Staat macht das schon für mich!«

Der demokratische Staat macht nichts oder wenig ohne seine Bürger. Die Errungenschaft eines über siebzig Jahre friedlichen, wachsenden, sich verstehenden Europas ist nicht vom Himmel gefallen, sondern durch harte Arbeit der Bürger*innen Europas errungen. Und diese Errungenschaften

werden nicht bestehen bleiben, wenn Ihr diese Arbeit nicht fortsetzt. Ihr dürft nicht vergessen, woher Ihr kommt. Nur dann wisst Ihr auch, was Ihr tun müsst, um zu wissen, wohin Ihr geht.

Wehrt Euch gegen die Schlagbäume in den Köpfen der Populisten, gegen Volksverdummer und Fremdenfeinde. Wiederholt nicht den Fehler, den die jungen Bürger Großbritanniens ihrem Lande eingebrockt haben, indem sie nicht zur entscheidenden Abstimmung über den Austritt aus der EU gingen – in der trügerischen Sicherheit, dass es eine Mehrheit für einen Brexit wohl niemals geben wird. Von wegen!

So konnte in England die Zahl der Wähler, die den Brexit wollten, die Mehrheit bilden und entscheiden. Das ist die Quittung dafür, dass sich nicht genügend Menschen,

die ihren Kopf eigentlich zu nutzen wissen und europäisch gesinnt sind, für die Idee der Freiheit und der Freizügigkeit eingesetzt haben. Es ist die Quittung dafür, dass sich Pro-Europäer nicht engagiert haben und nicht zur Wahlurne gegangen sind.

Lernt aus der Geschichte. Es stimmt, die Geschichte wiederholt sich nicht. Aber es sind Menschen, die stets die gleichen Fehler begehen. Und das immer wieder. Und zu diesen Menschen solltet Ihr nicht gehören.

Sucht den Menschen mit seinen Möglichkeiten – nicht primär seine Schwächen

Kennt Ihr das auch? Mir fällt auf, wie oft Menschen als Erstes nach den Schwächen eines anderen Menschen, der ihnen vorgestellt wird, Ausschau halten. Sie suchen von Anfang an lieber nach den Defiziten als nach Chancen und Stärken. Diese Ausgrenzung, diese Abwertung entspringt einem Denken, dessen Wurzeln so lauten könnten: »Pass immer auf! Sichere dich ab! Die Menschen wollen dich sowieso nur übers Ohr hauen. Deshalb musst du misstrauisch sein!«

Keine Frage: Wer so denkt, wird vielleicht ein paar Probleme weniger haben als andere

Zeitgenossen. Er wird vielleicht weniger von den schlechten Erfahrungen machen, die wir alle auf unseren Lebenskonten verbuchen müssen; er wird vielleicht weniger Geld verlieren; vielleicht wird er weniger den Schmerz menschlicher Enttäuschungen verspüren. Und andere in der Gruppe, in der er bekannt und anerkannt ist, werden vielleicht sogar von ihm sagen: »Der lässt sich nichts vormachen. Das ist ein schlauer Typ. Der ist ausgefuchst.«

*

Aber sofort regt sich mein *Dennoch* bei solchen Gedanken. Denn was ein Mensch, der in einer solchen Misstrauenskultur aufwächst, nie wahrnehmen wird, das sind jene Chancen, die man nur mit Neugier und

Offenheit erleben kann. Jene Chancen, die uns zu neuen Menschen und Schicksalen führen; die uns die Möglichkeit eröffnen, Freunde zu finden, Neues zu entdecken und zu erleben.

Versuchen wir mal, den beiden Haltungen einen Namen zu geben: Nennen wir die erste Gruppe die »Selbstversicherer«. Ihr Grundsatz lautet: »Bloß kein Risiko. Die Welt da draußen ist nicht gut. Also muss ich sehen, wo ich selbst mit meinen Wünschen und meinen Bedürfnissen bleibe!« Die Menschen der zweiten Gruppe dagegen sind die »Chancenseher«. Das sind diejenigen, die das Leben als Entwicklung, als Kette von Möglichkeiten betrachten.

Zwischen diesen beiden Gruppen gibt es in unserer Gesellschaft ein Missverhältnis. Mein

Eindruck ist: Wir verfügen in Deutschland über ein großes Reservoir von Selbstversicherern. Natürlich ist es wichtig, vorausschauend und vorausplanend zu leben; niemand darf sich erlauben, ins Blaue hineinzuleben.

*

Aber es geht bei der Frage nach Risiken und Chancen um etwas anderes, um ein Phänomen, das sich wie Mehltau über unser Land zu legen droht. Schaut Euch um! Mehr als jemals zuvor seht Ihr eine wachsende Gruppe von Menschen, die ängstlich agieren. Sie sind geplagt von Verlustsorgen und Statusängsten und führen ihr Leben unter einer Dunstglocke des Misstrauens. Woher stammt dieses Wachsen der »Selbst-

versicherer« gegenüber der Gruppe der »Chancenseher«? Sucht doch einmal mehr nach den »Chancensehern«! Es gibt mehr, als Ihr vermutet.

*

Wenn wir in unserer Gesellschaft mehr an die Stärken anstatt an die Schwächen der Menschen denken würden, kämen diese wieder mehr zur Geltung. Das würde nicht nur dem einzelnen Menschen helfen, sondern allen. Euer Ziel sollte es sein: andere Menschen nicht ausgrenzen, sondern in Eure Mitte zurückholen.

Keiner darf verloren gehen lautet der Grundsatz der Bildungspolitik in Finnland, jenem Land, das als einer der PISA-Sieger bekannt

wurde. Der Grundsatz ist radikal und menschlich zugleich. Radikal, weil er eine Forderung ausspricht. Und menschlich, weil sich diese Forderung auf das Kostbarste bezieht, was eine Gesellschaft ausmacht – nämlich den Einzelnen und seine Fähigkeiten, ganz egal wie diese auf den ersten Blick beschaffen sein mögen.

Was den Menschen ausmacht, sind seine Potenziale, seine Ausrichtung auf die ihm eigenen Möglichkeiten – gewiss auch mit Grenzen! Aber für mich entscheidend ist das Vertrauen in seine Fähigkeiten. Die müsst Ihr entdecken! Wer misstrauisch anderen gegenüber handelt, entwickelt eine sich selbst erfüllende Prophezeiung: Er wird auch von anderen Misstrauen ernten.

Der Defizitansatz, nach dem immer noch der größte Teil unserer Gesellschaft in Politik, Wirtschaft und Bildung handelt, verstört Menschen, macht sie klein und hoffnungslos. Er ist unmenschlich, weil er nicht den vorwärtsgewandten Blick auf Entwicklung, sondern den rückwärtsgewandten Blick auf das Scheitern zementiert. Denken wir nur an seine Anwendung in der Erziehung. Ein katastrophales Vorgehen – denn das ist das Prinzip der dauernden Entmutigung. Bitte denkt daran: Es geht immer um das Einbeziehen von Menschen statt um das Ausgrenzen, das der Defizitansatz mit sich bringt.

Wir müssen bitte damit aufhören, die Probleme nur bei den jungen Schulabbrechern zu suchen, statt sie mit ihnen gemeinsam zu lösen.

Statt die Alten in Frührente zu schicken, sollten wir ihre Erfahrungsschätze für die Gesellschaft fruchtbar machen.

Wir sollten aufhören, Flüchtlinge als Problem und Konflikt zu sehen – und stattdessen lieber gemeinsam mit ihnen Chancen für die Integration suchen.

Dazu braucht es Vertrauen. Vertrauen zu gewinnen ist schwieriger, als misstrauisch zu sein. Versucht es trotzdem! Denn wenn wir alle misstrauisch werden, verschließen wir uns. Wenn wir nicht mehr offen sind, haben wir keine Chance, Neues und Ermutigendes über andere Menschen zu erfahren.

Ich habe oft in meinen Ämtern kämpfen müssen, weil ich nicht zuerst das Defizit, sondern das Potenzial sehen wollte, weil ich

an die Möglichkeit der Veränderung glaube, die in Menschen steckt. Ganz egal ob es um die Frage der Chancengleichheit für Frauen oder Aids-Aufklärung ging – mein Ansatz suchte stets das Positive. Deshalb ist der Mut Teil jener Arbeit, die auf Euch zukommen wird, wenn Ihr etwas verändern wollt. Klar: Wir alle kriegen dabei schnell etwas auf die Nase! Widerstände, Enttäuschungen, Rückschläge. Trotzdem gilt die Parole: weitermachen! So habe ich nie gezögert – wenn ich von der Richtigkeit einer Position und Aufgabe überzeugt war –, sie anzupacken und nicht aufzugeben. Angst vor Misserfolg darf dabei nicht lähmen, denn diese Möglichkeit gehört zu einem solchen Engagement einfach dazu.

*

Ein Bild hat mich mein Leben lang begleitet: Es ist das Bild des neugierigen, suchenden Individuums. Eines fragenden, nach Erkenntnis strebenden Menschen – und nicht die Vorstellung einer dogmatischen Besserwisserei. Dieses Bild vom Menschen, der sich auf die Suche macht, fasziniert mich seit jeher. Denn mir ist früh klar geworden: Der Mensch, allein auf sich gestellt, ist verloren. Dies gilt nicht nur im alltäglichen Leben, sondern auch für seine Gefühle. Der Mensch allein ist unbehaust. Erst das Miteinander gibt ihm die Chance, sich zu erproben und zu erleben.

*

Daraus folgt ein Schluss, den Ihr bei allem persönlichen Können beherzigen solltet:

Neben dem ermunternden, Kraft spendenden »Hilf dir selbst!« muss immer zugleich das Solidarprinzip der Gemeinschaft stehen: »Einer für alle, alle für einen.« Dieses Prinzip der Musketiere durchzieht alle bekannten Kulturen. Denn der Mensch ist ein gemeinschaftliches Wesen. Jeder von uns fürchtet das Gefühl, verlassen zu werden, einsam zu sein. Daraus folgt eine einfache Regel für Euer Leben: Ihr braucht wenigstens einen Menschen, der an Euch glaubt, Euch vertraut.

*

Merkwürdig: Gerade in unserer entwickelten, digitalisierten Informationsgesellschaft müssen wir konstatieren, dass der Zusammenhalt schwächelt.